

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 74.

Dienstag, 29. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(28. Fortsetzung.)

Roman von E. Fischer-Markgraff.

(Nachdruck verboten.)

„Die Hausfrau nickte still, stierte mit zitternden Fingern und wußte doch kaum, wohin sie stach, weil es ihr schwer und heiß unter den Lidern saß.“

„Aber unser Gut...“

Herr von Massenbach hatte seine Wanderung durch das Zimmer wieder aufgenommen.

Einen Augenblick zögerte er mit der Antwort, seine Pupillen waren ganz klein und blickten starr vor sich hin, seine Brust arbeitete mühsam und schwer.

„Ein Krieg, ein Krieg wie der, dem wir entgegengehen, zieht viele zerstörte Existenzen nach sich.“ Trotz allen Dings hörte man das leise Wehen in dem gedämpften Klang der sonst so mächtigen Stimme.

„Außerdem bist du ja und die Susanne, unser verändertes Mädchen. — Jakob allerdings —“

„Er ist Reserveleutnant.“

„Die müssen zuerst mit.“

„Und Knud.“ Sie hob die jetzt wirklich in Tränen schwimmenden Augen zu dem Gatten, „glaubst du, daß Traute es überleben würde, wenn er nicht wiederkehrte?“

„Sie wird müssen — wie so viele,“ sagte er fest. Die Worte klangen kurz und wuchtig wie Hammerschläge. Wie wie Menschen mit ehernem Stimmklang so oft dem brennenden Schmerz, der die Brust durchwühlt, den Lebensnerv zu durchschneiden suchen.

„Seine Traute, das liebe Seelchen, das er an sein Herz genommen hatte, als sie einsam und hilflos, von lebensunfähigen Eltern in der Welt zurückgelassen worden, und ihm, ohne es zu wollen, so viel Sorge machte, wie sechs eigene.“

Seine Gedanken sprangen ab und schweiften zu der Schwester hinüber, die mit ein wenig gutem Willen alle ausgefahrenen Gleise hätte reiten können, und der es gegeben war, den jungen Leuten, bevor sie vielleicht auf ewig auseinandergerissen wurden, eine kurze Spanne seligen Glückes zu ermöglichen.

Und seiner Susanne, seinem guten, fleißigen Mädchen, diesem echten Abkömmling altadeligen Stammes in Sitte und Gesinnung, konnte er dann endlich die langersehnte Ausbildung ihrer zeichnerischen Fähigkeiten ermöglichen. Oft stieg es wie jähe erstickende Angst in ihm in die Höhe, daß das Getriebe des Alltags, die stete, nimmermüde Sorge um das „Morgen“ ihrem Talente die Reifezeit unterbinden, ihr Staub auf die Seele häufen könnte, ehe alles in ihr zur Blüte gegangen würde. Er spürte, wie so häufig schon, einen starken Ruck am Herzen, und wieder stieg ein ähnelndes Gefühl in ihm in die Höhe gegen die, die da kühlen Herzens in Berührungsnähe, an Menschenleid, Menschenelend dahinschritt, ohne näher als mit dem äußersten Saume des Gewandes daran zu streifen.

In jäher Aufwallung hatte er die Fäuste geballt.

„Ach, nur einmal, seiner Erbitterung Luft machen können, nur einmal...“ „Wie sagst du?“ wandte er sich an Frau Adelgunde, die eine Weile schweigend vor sich hingearbeitet hatte und ihm nun das wieder hell gewordene Gesicht zuwandte, dem man es ansah, daß sie, wenn auch nicht den sonstigen Frohmut, aber doch das gewohnte Gleichgewicht der Seele wiedergefunden hatte.

„Denke dir, als du heute nach Saalborn hinüber warst, war Ermisleben schon wieder hier.“

„Au!“

Der Hausherr war, die Hände in den Taschen, herumgesehen und sah seiner Frau mit drolliger Verwunderung in das Gesicht.

„Ja, und er will uns durchaus zu einem Ausflug nach Rotenbuche pressen, an dem ein großer Teil unserer Bekannten teilnehmen will“, plauderte sie, jetzt wieder ganz in der Reihe, „und denke dir, er plädiert dafür, auch Fränkels einzuladen.“ Und als der Gatte nicht antwortete, sondern, die Hände in den Taschen, mit nachdenklichem Gesicht auf den Fußspitzen auf und nieder wippte, setzte sie vorsichtig hinzu, ihm gespannt von unten auf ansehend, „sollte er am Ende? Man sagt, der Herr Fränkel liehe Geld aus...?“

Aber der Freiherr winkte ab: „Kein Gedanke. Ich wollte, ich säße so gut in der Wolle wie der.“

„Ja, aber...“

Frau von Massenbachs Finger regierten jetzt wieder emsig Nadel und Faden, ihre Augen hasteten aufmerksam auf den blauen Linien der Musterzeichnung. „Frau Fränkel wird ihn doch nicht anziehen...? Er wird doch nicht? Zutrauen wär's ihm.“

„Frau Fränkel ist eine anständige Frau, wie er ein anständiger Keel“, entschied der Gatte, „sie stammen aus Lohz, ihnen fehlt die Sicherheit, die Formen der besseren Gesellschaftsklassen, mit einem Wort die gute Kinderstube — aber sonst, allerhand Hochachtung!“

Und als ob ihm plötzlich etwas einfiele, zog er die Augenbrauen hoch und piffte langgezogen durch die Zähne.

Er gedachte des Konzernnachmittags in der Ressource, Beobachtung reihte sich ihm an Beobachtung, und er nickte ein paarmal wichtig zufrieden vor sich hin.

„Wir wollen fahren“, sagte er, „und — weißt du — hm — achte doch ein wenig auf Fränkels junge Gesellschaft. — Scheint ein recht harmloses, junges Ding von guten Manieren.“

„Du meinst?“

Die Lippen der Hausfrau bewegten sich wie mechanisch, jetzt wandte sie sich mit einem raschen Atemzuge dem Gatten zu und griff wiederum nach dessen großer Hand, und plötzlich brach ein Tränenstrom unaufhaltbar aus ihren Augen.

„Der Krieg, Bertel, wenn es Krieg gäbe. — Unser guter Junge und das liebe, arme Kind.“

Er war ganz rasch und so behende, wie man es seiner wuchtigen Gestalt niemals zugetraut hätte, neben sie getreten, legte innig den Arm um ihre Schultern und bettete ihren Kopf ganz zart und leise an seine Brust.

„Die Hegebachs auf Bornrode haben im letzten Kriege drei Söhne und zwei Schwiegersöhne dran geben müssen“, sagte er ernst und innig, weich und beschwichtigend, als spräche er zu einem Kinde, „und hast du sie wohl anders als tätig, freundlich und immer voll Teilnahme für andere gesehen. Zufrieden mit dem, was die Vorsehung ihnen gelassen? Wollen wir weniger stark sein?“

Sie nickte nur schweigend und schmiegte sich ganz fest an ihn, wie an einen Halt, aber noch immer strömten unaufhaltbar ihre Tränen.

Von der Terrasse her scholl ein rascher, sporenklirrender Tritt.

„Das ist Knud,“ sagte Frau von Massenbach, „er war volle acht Tage nicht hier.“

Der Hausherr hatte sich, die Hände in den Taschen, der Eingangstür zugewandt, um den zukünftigen Neffen in der gewohnten, herb herzlichen Weise zu begrüßen, aber er trat heimlich erschreckt zurück, als auf der Schwelle die Gestalt des jungen Offiziers erschien, mit aschgrauem Gesicht und tief eingesunkenen, erloschenen Augen.

Wer eher der Freiherr noch die Lippen zu einer Frage öffnen konnte, sah Trautes helles Gesichtchen durch den Spalt der Türe, die in das Nebengemach führte, herein: „Ist Knud hier? Ich sah sein Pferd in den Stall führen.“ — „Knud!“

Mit einem Jubelschrei, beide Arme weit ausgebreitet, flog sie dem Verlobten entgegen, aber schon nach wenigen Schritten stockte ihr Fuß. Ihr angstvoll erweitertes Auge trachte über das verstörte Gesicht des jungen Offiziers: „Knud!“

Und dann wie in banger Todesangst: „Knud, was ist dir? — Knud, sag mir doch . . .“

Die kindliche Stimme, die meist etwas leicht Verschleiertes hatte, war scharf und schrill geworden, die Fäuste drohten, den Dienst zu versagen, ihr Atem ging schnell und keuchend.

„Knud, warum warst du so lange nicht hier? — Knud, was ist dir?“

„Aus ist es,“ sagte er, „aus ist es,“ wiederholte er trostlos, „ganz aus, gar keine Hoffnung mehr. Nichts, nichts.“

Knud Knudson hatte sich, nachdem er in unerschütterlicher Ritterlichkeit die Hand der Freifrau an die Lippen gezogen, in den Sessel des Hausherrn geworfen. Die Ellenbogen auf die Knie gestützt, die Handballen in die Augenhöhlen gedrückt, so saß er lange unbeweglich.

Es war eine bange, schwerlastende Stille. Nichts als das Summen einer Fliege, die über der Zuckerschale am Büfett kreiste, und Trautes keuchendes, beängstigend schnelles Atmen.

„Knud!“
Langsam, mit zitternden, tastenden Schritten war das junge Mädchen auf den Verlobten zugefahren. „Liebster!“

Er hatte die Hände von den Augen sinken lassen, den Oberkörper gegen alle Eitelkeit rücksichtslos hintertübergeworfen und die Beine in den bestaubten Reitstiefeln von sich gestreckt.

„Ja doch,“ sagte er ungeduldig. Es war etwas in seiner Stimme wie von einem gesprungenen Glase, seine Augen sahen an der jungen Braut vorbei, die mit hängenden Armen unbeweglich, wie erstarrt, vor ihm stand. Nur von ihren Fingerspitzen, man sah es, ging ein leises, feines Zittern, wie unter der Gewalt eines elektrischen Stromes, bis in die zarten Schultern hinauf.

„Was ist denn da weiter? Mein Onkel, der schon lange lange krankte, — ihr wißt ja, — als dessen Erben wir uns betrachteten, er hatte uns stets in dem Glauben bestärkt, ist gestorben. — In seinen letzten Jahren ist er wohl einer stark pietistischen Richtung verfallen. — Vor acht Tagen hat er das Zeitliche gesegnet und hat sein ganzes Vermögen frommen Stiftungen vermacht . . .“

„Und dein Vater?“ Traute wunderte sich über sich selbst, daß ihre Lippen noch Worte zu formen vermochten. Wie lastender Nebel hatte es sich über ihr ganzes Sein gesetzt, so, als ob ihr Fuß hoben den ersten Schritt in eine graue, steinige Einöde getan, in der sie nun wandern mußte, wandern . . .

„Und dein Vater?“

„Gott ja.“ Der junge Offizier hatte den Kopf zurückgeworfen, während seine Linde rasselnd das Säbelfoppel emporriß. „Ich war bei den Meinen, hatte für drei Tage Urlaub genommen, um mit meinem Vater einmal gründlich die Verhältnisse durchzugehen. Ja, ha, ha!“

Er lachte wieder überlaut und anhaltend, wie über einen töpischen, erheiternden Witz.

Traute sprach nicht mehr. Sie hielt den Kopf tief gesenkt, als erwarte sie den Todesstreich und hielt, fast ohne es zu wissen, den Atem an.

„Natürlich, da kam es denn aus Tageslicht. Zehn-tausend Mark kann er uns geben — hörst du es, Lieb? Zehn-

tausend Mark, hörst du es? Diese Riesensumme. Ich habe immer geglaubt, daß er mich knapp hielt, geschähe, damit er später ausgiebiger für uns sorgen könnte — jetzt weiß ich, daß es notwendig, bitter harte Notwendigkeit gewesen ist. Ja, ha, ha!“

Die Hände, die noch immer die Arbeit hielten, kraftlos im Schoß, hochaufgerichtet, unbeweglich wie ein Bildwerk von Stein, so verharrte Frau von Massenbach an ihrem Platz, ohne ein Wort dazu zu geben. Nur ihre Augen, in denen ein tiefes Mitleiden, ein grenzenloses Erbarmen mit den beiden armen Menschenkindern lag, irrten von einem zum andern und hasteten dann auf der gedungenen Gestalt des Vaters, der erschüttert zu dem jungen Offizier getreten war und die Hände beschwichtigend auf dessen Schultern gelegt hatte.

„Mein lieber Junge,“ sagte er. Seine dröhnend starke Stimme war ganz weich und lind geworden. „Mein Junge, der Krieg steht vor der Türe. Vielleicht daß Sie es da zum Hauptmann bringen.“

Knud Knudson hatte die Hand des älteren Mannes ergriffen und hielt sie an der Stirne gedrückt, als brauchte er einen Halt, an den er sich klammern möchte.

„Das wäre eine leere Hoffnung, lieber Onkel,“ sagte er erschöpft, „ich hatte mich auch darauf gefreut, das Schwert fürs Vaterland ziehen zu können, vielleicht einen ehrlichen Soldatentod draußen zu finden. — Die Geschichte verläuft wie im Sande.“

Einen Augenblick schwieg alles. Man hörte nichts als den tiefen Atemzug der Erleichterung von dem Plaze her, wo Frau Adelgunde saß.

„Aber Ihr Vater, Knud, er gilt als wohlhabender Mann“, sagte sie dann.

Da erwiderte der junge Mann nichts anderes als „Leipziger Bank . . . Er hatte es uns verheimlicht, gedachte es wieder heranzuspüren — er hat alles für sich entbehrt in den letzten Jahren.“ (Fortsetzung folgt.)

Grazioses Erlebnis.

Von Walter Anatole Perfish.

Im Halbdämmer einer Nachmittagsstunde nahm sie einen der gemütlich stilisierten Easyläse der Testtube ein. Um diese Zeit, zwischen Börsentumult und Bureauaufbruch, angenehm in eine spielende Stille plaziert, beginnt das Kammerorchester mit Mozart oder Puccini und durch irgend eines der mullumtrabanten Fenster huscht die Sonne des endenden Herbsttages, diese Sonne von sanfter Tönung, voller Güte und Wissen.

Sie, das ist ein kleines, nettes Mädchen aus irgend einem der großen Bureaus, das heute irgendwie ein paar Stunden Freizeit erschlaffen konnte und auch mal aus dem Geleiser des Alltags mit Telefonbewachung, blechernem Tadel der Schreibmaschinen, dem neugierigen Blick des Junior, dem angestrengt strengen Blick des Seniorchefs ent-rinnen will. Sie trägt heute ein niedliches, unwertvolles Crepe de Chine-Kleidchen mit ganz kurzen Ärmeln, die kühl die zaghafte Linie der Arme berühren, unter dem leisen Hüpfen lugt eine Locke hervor, bescheiden hebt die Hand hin und wieder die Kaffeetasse, die Augen huschen wie die eines erregten Mäuschens umher: mache ich keinen Fehler? Und ganz besonders lieblich wirkt die kleine Hand, wenn sie eine Zigarette nimmt, das Streichhölzchen hebt und mit Bedacht an den weißen Stäbchen raucht, man merkt, sie raucht nur selten, die unangenehme Technik mancher „Damen“, die sichere Linie der Dame fehlt und doch wirkt gerade darum eine Grazie voller natürlichem Charme, die eben nur ein „kleines Mädel“ besitzen kann.

Während die Augen neugierig diese ungewohnte Welt mustern, kleine Überlegungen durch das Köpfchen huschen und sicher mancher richtige Gedanke sich meldet, zeichnet sich das Dasein dieser werdenden Frau in klaren Zügen: schlichte Konturen umrahmen die Zugend in einem kleinbürgerlichen und unermüdlich sauberen Hause, in dessen Bereich der Vater noch wirklich und in seiner Autorität unbestritten, Familienoberhaupt zu sein versteht. Alle Vierteljahr feiert die ganze Familie ein Fest, besucht im Sommer ein Gartenrestaurant, wo sie sich inmitten unzähliger gleicher Familien sehr wohl fühlt, im Winter eine der Massenabfütterungen für Volksveranstaltungen. Während des übrigen Jahres er-innert man sich gewissenhaft aller im Bekanntenkreis vor-

kommenden Geburtstage und tut unentwegt, gewissenhaft, nie von exzentrischen Anwandlungen geplagt, seine eintönige Pflicht.

Die kleine Tochter, von allen ein wenig verhätschelt, geht bald stolz in ein Bureau und gewöhnt sich trotz ihrer kleinen Launen recht bald daran, auch ihre Pflicht zu tun.

Früh, immer auf neue und doch gleichartige Weise niedlich, bewegt sie sich sicher durch ihr kleines Leben, zufrieden mit sich und der Welt und erfüllt von einer gelinden Verachtung für alles ihr Entgegengesetzte, Fremde, aber doch mit einem Loden in den Winkeln des Herzens, das ein weitgespanntes Leben in einer sonntigen Welt erahnt.

Und im Unterbewußtsein symbolisiert sich diese Welt als eine entzündend in den täglichen Weg des Alltags hineinverlegte Teestube, deren Gäste, immer elegant, schon während der üblichen Geschäftsstunden durch die Drehtür in einen vielversprechenden Raum hineinwirbeln.

Ein paar lose Takte der Musik, ein verlorener Duft guten Kaffees und ein Hauch mondänen Parfüms — diese eigentümliche Mischung des Lebensgenusses, reizt ihre Nerven täglich neu, bis ...

Bis sie heute, mit ein wenig klopfendem Herzen und der für Frauen so typischen Anpassungsfähigkeit an die Gebärde, den weichen Teppich der Teestube zum erstenmal betrat.

Gleich einem Schnurrenden Käsechen kuschelt sie sich in ihre bebagliche Ecke und träumt dem herrlichen Leben der kommenden Tage nach.

Blutrache.

Von Walter Dertel.

Eine kalte Winternacht. Heulend pfliff der Sturm durch die fahlen Felsberge Albaniens und ließ die Wogen des Sturmes hoch aufschäumen. Vorüber an der blauen Mondscheibe jagten die Wolkenfetzen.

Auf einer kleinen Anhöhe, unweit des Weges, der sich von Kijela nach Stutari hinzieht, lag das Haus des Vets der Dosis, Kiasim Kum. Ein kunst- und schmuckloser Bau, aus rohen Feldsteinen erbaut, mit seinen schiefelartigen Fenstern einer kleinen Festung ähnlich.

Einfach wie das Äußere war auch das Innere. Ein schwerer eisener Tisch, ein paar Schemel, in einer Ecke ein verschliffener türkischer Teppich. An der Wand hingen Helle von Tieren, die der Besitzer auf der Jagd erlegt, und Waffen, vor allem ein schöner Handschar, dessen Griff reich mit Türkisen besetzt war.

Vor dem schwelenden Herdfeuer saß Kiasim Kum, der Besitzer, und seine Frau. Er war ein mächtiger Mann am Ausgang der fünfziger Jahre, mit eisgrauem Haar und dichter Schnurrbart, der tief über die Mundwinkel herabhing. Das Gesicht war von tiefen Furchen durchzogen, die sich noch mehr vertieft hatten, seitdem sein einziger Sohn bei einem Streit in Podgorica von Montenegrinern erschossen worden war. Von jenem unglückseligen Tag an war Kiasim der inermittliche Feind der Montenegriner geworden.

Stumm saß er da und starrte in das Feuer. Neben ihm lag, den Kopf auf die Vorderpfoten gelegt, ein großer Wolfshund, der von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick auf seinen Herrn warf. In Griffweite Kiasims stand eine geladene Büchse und in seinem Gürtel steckte ein Handschar, daneben ein großkalibriger Revolver. Denn es ziemte dem Mann, Waffen zu tragen, und man mußte auch stets auf der Hut sein wegen der Blutrache mit den Bib Dodos vom Malissorenstamme.

Wie lange diese Blutrache schon schwebte, dessen wußte sich eigentlich keiner der Beteiligten mehr zu entsinnen. Vor vielen Generationen hatte ein Hott einen Bib Doda getötet, oder umgekehrt, jedenfalls ließ die Blutrache dem alten Brauche nach unverändert fort, und gar mancher Mann der Bib Dodos und der Dosis war ihr schon zum Opfer gefallen.

Die alte Frau brach das Schweigen. Heute ist es gerade ein Jahr, seitdem Hassan von den Montenegrinern erschlagen wurde.

Dampf wiederholte Kiasim: „Ein Jahr — Allah werfe sie alle in die äußerste Verdammnis.“

Da richtete sich der Wolfshund auf, spitzte die Ohren und knurrte leise.

„Es kommt jemand“, sagte die Frau.

„Wer soll um diese Stunde und bei diesem Wetter kommen?“ erwiderte achselzuckend der Mann.

Da hörte man draußen eine Stimme, erfüllt von Erköpfung: „Im Namen Allahs, öffnet!“

Kiasim erhob sich, ging zur Tür und öffnete. Ein Mann, in einen weiten mit einer Kapuze versehenen Wettermantel gehüllt, trat über die Schwelle. Als er den Mantel abwarf, prallte Kiasim überrascht zurück, und seine Hand faßte nach dem Handschar in seinem Gürtel.

Vor ihm stand Ibn Bib Doda, der Sohn des Oberhauptes der durch Blutrache verfeindeten Familie.

„Rette mich, Vater“, bat der Jüngling, „die Montenegriner sind hinter mir, ich war in Podgorica, um Munition zu kaufen, da traf ich im Gasthaus auf Zuraei Stepanowitsch. Du weist, er haßt alle Albaner. Er beleidigte mich und uns alle, indem er uns für räudige Hunde erklärte. Mein Handschar gab ihm die Antwort. Er fiel, ob tot oder verwundet, weiß ich nicht, denn ich entsprang, als sie mich fassen wollten. Ich weiß, zwischen den Dosis und den Bib Dodos schwebt das Gesetz der Blutrache. Wenn du willst, dann töte du mich, aber laß mich nicht in die Hände der Montenegriner fallen.“

Unentschlossen zögerte Kiasim. Die Farbe wechselte auf seinem Gesicht, und bald umklammerte seine Faust den Griff des Handschars, bald ließ er wieder die Hand sinken.

„Er hat deine Schwelle überschritten, Allah heist uns, den bittenden Flüchtling zu unterstützen“, sprach die Frau.

Kiasim machte eine unwillige, abwehrende Bewegung.

„Er hat die Montenegriner geschlagen, die unseren Hassan töteten, deswegen wird er verfolgt“, fuhr die Frau fort.

Der Kampf, der im Herzen des Alten tobte, war entschieden; er wandte sich zu dem Jüngling, der mit bittenden Augen zu ihm aufsaß und sagte kurz: „Um Hassans willen, komm.“ Mit rascher Hand warf er den Teppich in der Ecke zur Seite, so daß nun eine Falltür sichtbar wurde; er klappte sie auf und deutete auf eine schmale Treppe, die in einen Keller führte. „Steig hinab und verhalte dich ruhig“, befahl Kiasim, „wenn die Montenegriner fort sind, werde ich dich rufen.“

Eilends glitt der Jüngling die Treppe hinab, rasch brachte Kiasim den Teppich wieder in Ordnung, stellte noch einen Schemel in die Ecke und nahm seinen alten Platz am Feuer wieder ein.

Wenige Minuten später donnerten ein paar Gewehrkolben an die Tür. Kiasim erhob sich, ergriff seine Büchse und ging an die Tür.

Drei montenegrinische Gendarmen standen draußen, ihre Gewehrläufe abherten im Mondlicht.

„Was wollt Ihr, so spät in der Nacht?“

„Wir suchen Ibn Bib Doda, er hat im Streit Zuraei Stepanowitsch gestochen und auf den Tod verwundet.“

„Sucht ihn, wo Ihr wollt, nur nicht bei mir“, knurrte Kiasim, „Ihr wißt doch, daß zwischen den Bib Dodos und den Dosis die Blutrache schwebt.“

Die Montenegriner flüsternten miteinander. Der Streit zwischen Dosis und Bib Dodos war auch in Podgorica bekannt. Die Annahme, daß sich Ibn in das Haus seines Todfeindes geflüchtet haben sollte, war unwahrscheinlich; der Führer der Montenegriner sagte daher: „Er wird sich dem See zugewandt haben, wo er Deckung im Schilfe findet. Entschuldigt die Störung.“

Ohne eine Antwort zu geben, warf Kiasim die Tür wieder zu, verriegelte und verschloß sie sorgfältig und lauschte, bis sich die Schritte und Stimmen der Gendarmen entfernt hatten.

Dann öffnete er die Falltür.

„Komm herauf, sie sind fort!“ rief er.

Ibn Bib Doda stieg herauf.

„Wie soll ich euch danken, Vater?“ sagte er.

Der Alte wehrte nur unwillig ab; auf seinen Wink brachte seine Frau Speise und Trank herbei.

„Eßt und trinkt“, sagte der Alte, „ein müder und hungriger Mensch ist kein Mann auf der Flucht.“

Ibn Bib Doda aß und trank, während ihm die beiden Alten zuschauten.

„Ach, so alt würde jetzt auch unser Hassan sein“, murmelte die Frau mit einem Seufzer. Kiasim nickte stumm.

Nachdem ihm ein Lager bereitet war, schlief Ibn ruhig im Hause seines Todfeindes, während Kiasim am Feuer sitzen blieb. Die verschiedensten Gedanken wogten durch sein Hirn, und von Zeit zu Zeit warf er einen traurigen Blick auf die hübschen regelmäßigen Züge des Schlafenden.

Bei Morgengrauen weckte Kiasim den Jüngling. „Es ist Zeit“, murmelte er.

Die alte Frau brachte das Frühstück, und dann führte Kiasim Ibn auf einem verborgenen Pfade an den See, der dicht in graue Nebel gehüllt dalag. Er wies ihm ein kleines Boot, in dem ein Paar Ruder lagen, dann wandte er sich schweigend zum Gehen.

Da fiel Ibn Bib Doda vor ihm auf die Knie. „Allahs reichster Segen komme über euch, mein Vater, für alles, was Ihr an mir getan habt.“ Und er küßte die Hände Kiasims.

Der Alte antwortete nicht, aber er streichelte sanft den Kopf des Jünglings. Dann wies er ihn schweigend in das Boot. Ibn sprang hinein, und kräftig legte er sich in die Ruder. Der Alte am Ufer aber blickte ihm nach, bis das Boot in dem dichten Nebel verschwunden war.



Großreinemachen vor Ostern.

(Die hygienische Bedeutung des Großreinemachens. — Einige Ratschläge.)

Der Frühling bringt der Hausfrau die Mahnung an das Großreinemachen. Es ist klar, daß in einem gut geleiteten Haushalt weder Schmutz noch Unordnung vorhanden ist, aber wenn Ostern heranrückt, hat man doch das Gefühl, die ganze Wohnung von oben bis unten zu säubern, jede Ecke vorzunehmen und sich später in der Überzeugung zu wiegen, daß man den Winter mit der Heizung, dem Staub und den Kohlenrückständen aus der Wohnung gejagt hat. Von den Frauen, die sich von dem Mitgebrachten abkehren, weil es ihrer eigenen Bequemlichkeit dient, hört man zuweilen die hygienische Bedeutung des Großreinemachens anfechten. Sie meinen, daß Räume, die täglich gesäubert werden, die universelle Reinigung nicht nötig haben, und sie erklären, daß ein Grund hierfür nicht vorliegt. Im ersten Augenblick mag das etwas für sich haben. Sieht man aber tiefer, dann wird man sich zu einer anderen Überzeugung bekehren. Die hygienische Bedeutung des Großreinemachens liegt in erster Linie schon in der vollkommenen Lüftung der Wohnräume. Die Gardinen werden abgenommen, damit die Fenster ordentlich gepulvert werden können, also öffnet man weit ihre Flügel. Beim Reinigen der Fußböden, beim Abnehmen der Teppiche, beim Kehren der Wände bleiben die Fenster selbst dann geöffnet, wenn das Wetter in launenhaftigkeit plötzlich zur Kälte neigt. Die Zimmer werden gelüftet, die Nebenzimmer, Küche und Korridor. Ist man in der glücklichen Lage, ein ganzes Haus feigen zu nennen, selbst wenn es nur klein ist, dann soll man darauf achten, daß Keller und Boden, ebenso wie alle Souterrainräume gründlich und lange der frischen Frühlingsluft zugänglich gemacht werden. Beim Großreinemachen werden die Gardinen von den Fenstern genommen, und damit entfernt man eine Menge Staub und Schmutz, der sich im Laufe des Winters angesammelt hat, hervorgerufen auch durch die Heizung. Es ist gleichgültig, ob man Zentralheizung hat oder Kachelöfen feuerte. Jedes Heizen verursacht Staub und Schmutz, der sich in den Gardinen zuerst festsetzt, und durch das Abnehmen der Gardinen erledigt wird. Natürlich sind auch die Möbel, sofern sie Polster aufweisen, dem Staub des Winters ausgesetzt. Das Klopfen der Polster, das bisher in allen Kreisen üblich gewesen, hat viele Gründe gegen sich. Denn durch das Klopfen wirbelt man Staub und Bakterien auf, die z. B. durch den Staubsauger gleichfalls entfernt, aber nicht durch die Wohnung getragen werden. Auch erfordert das Klopfen einen großen Aufwand an Kraft, die Maschine hingegen braucht weniger Kraft, und mehr Aufmerksamkeit. Es gibt immer noch genügend Hausfrauen, die sich von der Auffassung nicht trennen können, daß nur das Reinigen durch Menschenhand wirklich den Ansprüchen gerecht wird, die man an die Sauberkeit stellt. Es ist fraglos, daß man diese Frauen nur schwer vom Gegenteil überzeugen wird. Da kann nur der Versuch helfen. Man wird sich sehr bald klar werden, daß die Maschine gründlich, rasch und mit einigem Wenigerverbrauch an Kräften die Tätigkeit verrichtet. Verschiedene kleinere Arbeiten lassen sich hingegen nur durch Menschenhand machen: das Putzen der Gläser, die man für den Sommer, wenn man weniger Gesellschaft hat, in den Schrank stellt; das Reinigen der Messer und Gabeln, das man beim Großreinemachen natürlich auch vornimmt. Da wird die sorgsame Hausfrau darauf achten, daß gewisse Vorsichtsmassregeln angewendet werden, damit die Gegenstände nicht durch die gründliche Reinigung leiden. Messer darf man niemals in heißes Wasser legen. Das heiße Wasser löst den Rost, mit dem das Messer in dem Schaft befestigt ist, und das Messer wird nicht mehr zu gebrauchen sein. Die Reparatur kostet stets Geld, sie wird durch Vorsicht überflüssig gemacht. Gabeln hingegen können in das heiße Wasser gelegt werden, dadurch löst sich das Fett und die Reste der Mahlzeit von dem Metall. Beim Trocknen darf man aber niemals die Zinken der Gabel durch das Handtuch stoßen. Das Handtuch wird dadurch zerissen, die kleinen Löcher, die von den Zinken der Gabel gestochen sind, rufen Schäden hervor, die man nur schwer reparieren kann. Gläser, die man vorläufig nicht in Gebrauch nehmen will, stellt man mit der Öffnung nach unten. Sie stauben nicht ein und bleiben länger sauber. Jedes Glas muß mit dem Handtuch angefaßt werden, wenn man es abtrocknet, damit man die Fingerabdrücke nicht auf dem Glas sieht. Will man prüfen, ob das

Glas auch richtig klar ist, dann hält man es gegen das Licht. Nur auf diese Weise kann man die Durchsichtigkeit des Glases erkennen. Das Großreinemachen hat eine bestimmte hygienische Bedeutung. Und jede Hausfrau, die den Frigen ein gesundes Osterfest und einen gesunden Sommer geben will, wird zu Beginn des Frühling ihre Wohnung der gründlichen Reinigung unterziehen. — Also frohes Scheuerfest. R. v. Sch.

Für Schau gestellte Kinder.

Frau Müller hat Kaffeegäste. Ehe die ersten eintreffen, hat sie die sechsjährige Holde wunderbar schön angezogen, mit Schleichen ausgeputzt, die Beine in Lackstiefel gesteckt, denn Holde soll später von der eitlen Mutter den Gästen vorgeführt werden und soll zeigen, wie zierlich sich das Kind im Tanze zu drehen vermag.

Das weißgekleidete Mädchen erscheint unter den Gästen, macht artig keinen Knix, währenddessen erzählt die Mutter strahlenden Auges, daß Holde eine fabelhafte Begabung für Tänze habe, schon erfolgt die Aufforderung: tanze uns doch einmal etwas vor, kleine Holde. Die Kleine dreht sich wiegt sich, schmiegt sich nach den Klängen der Musik, blüht lobet die Damen an und nimmt den bewunderten Beifall mit altklugem Lächeln entgegen.

Es gibt Tausende von eitlen Müttern, die bei jeder Gelegenheit ihr Kind zur Schau stellen und den Gästen zeigen, was das Töchterchen alles zu leisten vermag.

„Bringe deine Zeichnungen, Trudchen. — Singe uns ein Liedchen vor, Paula. — Spiele uns ein Stück auf dem Klavier, Annemarie. — deklamiere uns ein Gedicht!“

In den weitaus meisten Fällen geben die Leistungen durchaus nicht über das hinaus, was andere Kinder zu leisten vermögen, aber die eitle Mutter glaubt eben, daß gerade ihr Liebling ganz besonders begabt sei, und da die Zuhörenden dem Kinde nun auch noch Beifall zollen, wird nicht nur die Eitelkeit der Mutter gehoben, in das Herz des Kindes wird ein giftiges Samenorn gelegt, das rasch aufkeimt und für den Charakter des Kindes großen Nachteil haben kann. Die kleine „Künstlerin“ glaubt in der Tat, daß sie mehr leistet als andere Kinder, der ihr gezollte Beifall erweckt eine übergroße Eitelkeit, das Kind verliert jede Zurückhaltung und Schau, wird dreist, anmaßender und das artet zuweilen bis zur abstoßlichen Frechheit aus.

Man sehe sich doch einmal jene Kinder an, die bei jeder passenden Gelegenheit von den Eltern zur Schau gestellt werden. Schon die Augen haben den kindlichen Ausdruck verloren. Alle Bewegungen sind, wenn sich das Kind beobachtet weiß, geziert und gekünstelt, es pflegt sich bald vorzudrängen und ganz von selbst den Gästen zu erzählen, daß es auf diesem oder jenem Gebiete hervorragend begabt sei. Es spöttelt aber auch gar bald über seine Alltagsgenossen, macht sich dadurch unbeliebt und wird von den Spielgefährten gemieden. Die eitle Mutter versucht dann ihr Kind zu entschädigen, indem sie es doppelt lobt und herausstreicht, und so ist das abnungslose Kind auf einen Weg gewiesen, der ihm unendlich viele Dornen bringt.

Mütter, die Überlegung haben, sollen sich davor hüten, ihre Kinder zur Schau zu stellen. Sie sollten es aber auch vermeiden, ihren Kindern in bezug auf Kleidung die Eitelkeit ins Herz zu pflanzen. Wie oft hört man aus dem Munde einer Mutter die Worte: du sollst die Schönste sein, du hast das teuerste Kleid an. Mein Engelchen ist bedeutend hübscher als alle anderen Kinder!

Selbstverständlich bleiben diese Worte nicht ohne Eindruck auf das Kind und oft genug wird von Kinderlippen wiederholt: ich bin die Schönste, ich habe das schönste Kleid an.

Auch dieses Zurschaufstellen in bezug auf die Kleidung ist verwerflich. Gerade kleinen Mädchen gegenüber muß sich jede Mutter hüten, im frühen Alter schon die Eitelkeit zu wecken. Glücklicherweise das Kind, dem die Freude an einem Feste nicht vergällt wird, wenn es sieht, daß andere hübscher gekleidet sind. Glücklicherweise auch das Kind, das von der Mutter nicht aufgefodert wird, seine Fähigkeiten zu zeigen, das nur im ernstesten Familienkreise fundum darf, was es kann. Zahlreiche Mütter haben es in späteren Jahren schon unendlich bedauert, ihren Kindern durch das Zurschaufstellen den falschen Weg gewiesen zu haben, denn es ist kaum mehr möglich, das Pfänchen Eitelkeit, das so rasch emporsproßt, wieder gänzlich auszurotten.

Magda Traut.